

Markt und Moneten ; Das kleine Einmaleins

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **102 (2022)**

Heft 1098

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARKT UND MONETEN

LAGARDE MACHT DEN BURNS



«Lieber Arthur. Was in Gottes Namen ist hier los?» Das schrieb Milton Friedman 1971 in einem Brief an Arthur Burns, den damaligen Präsidenten der amerikanischen Zentralbank (Fed). Friedman kritisierte die expansive Geldpolitik und warnte vor

ihren Folgen. Als die Inflation einige Jahre später tatsächlich anstieg, rechtfertigte sich Burns vor dem Kongress damit, dass Sondereffekte wie der hohe Erdölpreis und Ernteaufschläge preistreibend wirkten: «Der aussergewöhnliche Anstieg des Preisniveaus in diesem Jahr spiegelt eine Vielzahl von Sondereinflüssen wider. Die hohe Inflationsrate kann weder der Geldpolitik noch der öffentlichen Politik im allgemeinen zugeschrieben werden.»

Die Geldtheorie und die Inflationsgeschichte lehren uns, dass Arthur Burns falsch lag: Sonderfaktoren können zwar dazu führen, dass Preise einzelner Güter ansteigen. Doch nur wenn die Geldpolitik zu einem übermässigen Wachstum der Geldmenge führt, kann es zu einem anhaltenden Anstieg der meisten Preise kommen. Diese Einsicht teilte auch Paul Volcker, als er 1979 das Fed-Präsidium übernahm: «Es gibt keinen anderen Weg, als im Rahmen der Geldpolitik eine Antwort auf unsere Probleme zu suchen.» Die Einsicht, dass die Geldpolitik für die Inflation verantwortlich sei, war der zentrale Grundstein für die erfolgreiche Anti-inflationspolitik unter Volcker.

Umso erschreckender ist es, dass die Einschätzungen heutiger Zentralbanker den Argumenten von Burns fast aufs Wort gleichen. Christine Lagarde, Präsidentin der EZB, liess verlauten, dass «Schocks die Inflation auf Rekordhöhen getrieben haben». Wie Arthur Burns führte sie den hohen Ölpreis und Ernteaufschläge ins Feld. Die Geldpolitik als Grund für die hohe Inflation erwähnte sie mit keinem Wort.

Um die Inflation erfolgreich zu bekämpfen, braucht es erneut ein Umdenken: Die Zentralbanken müssen die Verantwortung für die hohe Inflation übernehmen und ihre Politik neu auf die Kontrolle der Inflation ausrichten. Je länger sie damit zuwarten, desto schmerzhafter wird es.

Alexandra Janssen

leitet die Vermögensverwaltung innerhalb der Ecofin-Gruppe. In ihrer Kolumne befasst sie sich mit den praktischen Erkenntnissen, die sich aus der ökonomischen Theorie ergeben.

DAS KLEINE EINMALEINS

WIESO DIE WOCHESIEBEN TAGE HAT



Weshalb haben wir so etwas wie eine «Woche» im Kalender und weshalb dauert sie genau sieben Tage? Der Mann der Kirche hat schnell die einzig richtige Antwort: So steht es im Alten Testament! Ja, aber wie kam die 7-Tage-Woche in die Bibel, bevor sie imperia-

listisch von alten, weissen Männern in die ganze Welt hinausgetragen wurde?

In allen Kulturen hat es rein praktisch Sinn gemacht, zwischen dem Jahr und dem Tag ein bis zwei weitere Stufen einzufügen. Das Jahr basiert darauf, dass die Erde in etwa 365 Tagen einmal um die Sonne kreist. Dies macht sie zudem leicht geneigt, was die Jahreszeiten begründet. Der Tag ist eine Folge der parallel dazu stattfindenden Rotation der Erde um die eigene Achse. Jahr und Tag sind also einfach von der Astronomie her begründbar. Aber wie kommen wir zu Monat und Woche?

Hier begeben wir uns mondsüchtig ins Reich der gut begründeten Spekulation. (Rundungsprobleme und weitere Details werden der Einfachheit halber ausgelassen.) Von einem Vollmond zum nächsten dauert es 29,53 Tage. 12 solche «Monate» ergeben etwa ein Jahr ($12 \cdot 29,53 = 354,36$). Mit Hilfe der vier Mondphasen (Neumond, zunehmender Halbmond, Vollmond, abnehmender Halbmond) kann man dann, auf ganze Zahlen gerundet, vom Monat via $28 : 4 = 7$ die 7-Tage-Woche begründen. Die 7-Tage-Woche passte auch gut zu den sieben bereits im Altertum bekannten göttlichen «Planeten» Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond. Dass Sonne und Mond nach heutiger Definition nicht Planeten sind, übersahen die alten Griechen und Römer geflissentlich.

Wer es genauer wissen will, dem sei das Buch «Kalender – Kunstwerke aus Mathematik, Astronomie und Geschichte» von Claudia Albertini und Martin Huber empfohlen, das die mathematischen und historischen Hintergründe von Kalendern vertieft und unterhaltsam beleuchtet.

Christoph Luchsinger

ist Mathematikdozent an der Universität Zürich und Gründer der Stellenbörsen www.math-jobs.com und www.acad.jobs. In seiner Kolumne kommt er alltäglichen mathematischen Geheimnissen auf die Spur.